

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 129.

Montag, 7. Juni

1926.

Edelsteine.

(8. Fortsetzung.)

Kriminalroman von Hans Svan.

(Nachdruck verboten.)

Aber Theklas Wangen rannen die Tränen. Der Geheimrat trat an sie heran und nahm ihre beiden Hände und drückte sie sanft zwischen den seinen. „Ja, mein liebes, gutes Kind, da hat Ihnen der Himmel eine schwere Prüfung auferlegt! Aber wir Menschen sind ja zum Leiden geboren, das weiß keiner besser als der Arzt, und wir überstehen alle viel mehr, als wir glauben. . . . Verlieren Sie den Mut nicht, liebes Fräulein, es kann sich noch alles zum Besten kehren!“

Dem Amtsvorsteher war die Rede, die er in guter Haltung mitanhörte, viel zu lang. Er brannte darauf, in das Nordzimmer hineinzukommen.

Aber der Geheimrat ließ ihn nicht weiter als bis an die geöffnete Tür.

„Die Kranke kann jeden Augenblick aus dem Chloroformrausch aufwachen, verehrter Herr von Dose, dann darf nichts sie beunruhigen! . . . Wenn später die Behörde den Tatbestand wissen will, so bin ich und Fräulein de Ruyter da. . . . Die ganze häßliche Szene da drin, die hat sich uns so eingepreßt, daß wir das unmöglich vergessen können!“

„Ja, aber die Schlüssel, Herr Geheimrat, die Geldschrankschlüssel!“ „Sind die dadrin im Zimmer?“

Der Geheimrat deutete mit dem Daumen rückwärts über die Schulter. „Ach, zu dem da?“

Und er trat an das verschlossene Geldspind.

„Nun, da müssen wir mal sehen! . . . Liebes Fräulein, Sie machen das am besten!“

Thekla ging in das Zimmer hinein, sie ging so leise an das Bett der Schlafenden und sah mit einer unendlichen Liebe in das wachsblassige Gesicht der Überfallenen, deren armer Kopf, von Mullbinden ganz umwickelt, kein Leben mehr verriet. Sie wollte sich niederbeugen, die wunde Frau küssen, aber in ihrem Rücken klang das warnende „St!“ des Geheimrats.

Als Thekla mit dem silbernen Kästchen in der Hand wieder ins Boudoir trat, hörte sie den Assistenten eben noch sagen:

„Wenn die Patientin nicht so einen starken, bei einer älteren Frau ganz ungewöhnlichen Haarwuchs hätte, so wäre sie keinesfalls mit dem Leben davon gekommen.“

Aber Herr von Dose hörte dem Arzt kaum zu, er trat dem jungen Mädchen entgegen und nahm ihr das Kästchen mit einer fast ungewöhnlichen Hast ab.

„Sie wissen ja doch nicht, wie es zu öffnen ist, Herr Amtsvorsteher“, sagte Thekla mit leisem Bestreben.

„Ja, ganz recht, gnädiges Fräulein verzeihen, aber der begreifliche Eifer in so einer Sache. . . . ich meine. . . . wollen Sie bitte so freundlich sein?“

Thekla drückte auf eine Blumentospe im Mittelbuckel des silbergetriebenen Schmuckstückes und der Deckel sprang auf. Selbst sehr überrascht sagte sie: „Die Schlüssel sind drin!“

„Merkwürdig. . . . sind wirklich drin? . . . ja? . . .“ der Amtsvorsteher drückte das Monokel fester, „na, da bin ich aber denn doch gespannt!“

Er hatte die Schlüssel schon in der Hand und war mit einem Schritt am Geldspind.

Thekla lächelte, der Geheimrat ebenfalls, nur Dr. Höffners Gesicht blieb unbewegt.

Das obere Schloß, das, geöffnet, die Sicherung des Hauptschlusses erst zurückspringen ließ, hatte der Amtsvorsteher offen, aber der Hauptschlüssel ging nicht in die Öffnung.

„Ah! . . . richtig, die Stellenzahl. . . . Verehrtes, gnädiges Fräulein, ich darf Sie wohl bitten!“

Thekla gab die Zahl an. Herr von Dose stellte richtig ein, der Schrank ließ sich aufmachen.

Alle standen sie davor, als die mächtige, mit dreifachem Stahl gepanzerte Tür aufging. Selbst Dr. Höffner blickte neugierig in die Fächer, die nichts enthielten außer einigen Geschäftsbüchern und einer Geldschwinde mit etwas kleineren Münzen und ein paar Scheinen.

„Und die Edelsteinsammlung?“ fragte Herr v. Dose. Aus Theklas Gesicht, das leidvoll genug von dieses Tages schlimmen Schlägen sprach, war der letzte Blutstropfen gewichen.

„Die Sammlung ist fort“, sagte sie langsam, mit zitternden Lippen. „Hier unten in dem großen Fach. . . da hat sie gestanden. Es war ein mit schwerem spanischen, goldgeprägten Leder überzogener Kasten, auch eine antike Arbeit, etwa einen halben Meter lang und ebenso breit und vielleicht so hoch.“ Sie zeigte es mit ihren schlanken Händen. „Innen hatte er sechs Einsätze, der eine mit grünem Samt ausgeschlagen, der andere mit rotem, einer mit lila, einer mit weißem und einer mit schwarzem. Das unterste Fach bestand wieder aus einer Anzahl von besonderen Kästchen, die alle mit einem Schnappschloß versehen waren, wie die Etuis bei den Juwelieren. Darin befanden sich die ganz seltenen Stücke der Sammlung. . . .“

„Und Sie wissen bestimmt, daß Ihre Frau Tante den Kasten mit den Edelsteinen wieder hier reingestellt hat?“

„Aber das ist gar keine Frage, Herr Amtsvorsteher. . . . Tante ging ja nicht schlafen, ohne ihre Steine noch einmal anzusehen! . . . Das war ihre schönste Freude.“

„Und gestern Abend hat sie auch. . . .“

„Gewiß, Herr Amtsvorsteher, gestern wie alle Tage.“

„Mir scheint doch, Herr von Dose“, ließ sich der Geheimrat jetzt vernehmen, „man sollte vor allen Dingen das Landratsamt in Dramburg und die dortige Staatsanwaltschaft benachrichtigen. . . . Das ist doch ein Kapitalverbrechen! . . . Und die Umstände sind derart. . . . da wird man kaum mit unserem alten, guten Amtsdieners Mahnke auskommen. Auch Gendarm Tappert ist da wohl nicht ausreichend.“

Herrn von Doses Haltung straffte sich noch mehr:

„Nun, Herr Geheimrat, ich meine. . . vor allen Dingen bin ich doch selber auch hier! . . . Selbstverständlich! Gewiß! Die Staatsanwaltschaft in Dramburg muß tunlichst bald benachrichtigt werden. . . und meinen direkten Vorgesetzten, Herrn Landrat, werde ich selbst gleich anläuten. Aber die ersten Erhebungen in der Sache, die mach ich! Dafür bin ich zuständig!“

„Ich habe mir keinen Augenblick an Ihrer Kompe-

tenz zu zweifeln erlaubt, Herr Geheimrat kurz und nicht mehr ganz so freundlich. Was ich nochmals betonen will, ist das: Dadrin in dem Zimmer, das ja übrigens die Bezeichnung „Mordzimmer“, wie Sie es vorhin nannten, gottlob noch nicht verdient — da darf nichts unternommen werden! Das Leben meiner Kranken, die nebenbei eine der verehrungswürdigsten Frauen ist, die ich in meinem langen Leben kennen gelernt habe — Frau de Ruyters Leben hängt von der absoluten Stille und Unge störtheit ab, die sie umgeben muß! Und ich mache Sie, mein liebes Fräulein, Sie mache ich dafür verantwortlich, daß Sie mir ohne meine ausdrückliche Erlaubnis niemand in das Krankenzimmer hineinlassen! . . . Die Pflegerin wird, denke ich, ihren Dienst heute noch antreten. . . . Solange, gnädiges Fräulein, übernehmen Sie selbst die Pflege! . . . Ich werde Ihnen gleich noch das Nötige darüber sagen.“

Während Professor Wildner dem jungen Mädchen seine Anordnungen erklärte, stand Herr von Dose etwas ärgerlich und mit der Entwicklung der Angelegenheit nicht ganz einverstanden beim Geldschrank, dessen Schloß und innere Einrichtung er einer umständlichen Besichtigung unterzog.

Dann empfahl er sich mit einer höflichen, aber gehaltenen Verbeugung.

II.

Das schreckliche Geschick, das die hochgeschätzte Familie de Ruyter betroffen, hatte natürlich den kleinen Ort in die größte Aufregung versetzt. Überall, auf der Kurpromenade, deren Kapelle heute rücksichtslos jede lustige Musik vermied, im sogenannten „Hain“, einem gepflegten Wäldchen mit Weiher zum Bootfahren und Angeln, standen und saßen die Kurgäste und sprachen über die scheußliche Tat, die bis jetzt in ein absolutes Dunkel gehüllt war.

Im „Goldfajan“, einer scharfen Konkurrenz des „Waldfrieden“, waren soeben, im Automobil heraufkommend, Herr Staatsanwaltsrat Dr. Losch und Landrat von Basedow abgestiegen. Herr von Dose hatte sie vorm Hotel empfangen. Und nun saßen die Herren oben in ihrem Zimmer, teils um sich zu informieren, teils auch um, wie Herr von Basedow sagte, „mal erst 'n ordentlichen Kognak auf den Schred zu trinken!“

„Haben Sie . . . oder hat denn die Familie irgend jemand in Verdacht?“ fragte der Landrat den Amtsvorsteher. Der hob zweifelnd die Achseln:

„Die Familie . . . das ist es eben, Herr Landrat. . . Ich meine . . . die Familie besteht hier nur aus drei Leuten: das ist die Verletzte, dann Fräulein Thekla de Ruyter, die Nichte, und außerdem ein Neffe . . . die beiden sind aber nicht von denselben Eltern . . . der Neffe ist übrigens gar nicht hier . . . er soll gestern abend nach Berlin gefahren sein . . . Woll 'ne ziemlich leichtsinnige Haut, der junge Mann . . . er versteht die großen Gelder seiner Tante gut unterzubringen.“

„Die Leute sind reich?“

„Jawohl, Herr Staatsanwalt . . . das heißt, auch eigentlich wieder nur die Tante . . . die beiden anderen haben, soviel ich weiß, von Hause so gut wie nichts . . . Der Neffe ist lange Zeit über See gewesen und erst mit zwanzig Jahren hierher zu seiner Tante gekommen . . . ein eigenartiger Mensch übrigens . . . hochfahrend und rücksichtslos . . . auch, wie man so hört, verteuelt hinter den Weibern her . . .“

„Also 'n ziemlich übler Patron?“ fragte der Landrat.

„Bardon, das kann man auch nicht sagen, Herr Landrat, dazu ist er wieder zu sehr Kavalierr! . . . Bornehm in seiner Art und kolossal anständig in Geldsachen . . . ich meine . . .“

„Daß er also zu der Mordtat in irgendwelcher Beziehung steht, glauben Sie nicht?“ fragte Dr. Losch.

Der Amtsvorsteher, der sich ärgerte, daß der Staatsanwalt in seinem etwas aphoristischen Ton die Anrede stets wegließ, erwiderte mit leicht tuender Bewegtheit:

„Ach, daran ist gar nicht zu denken! . . . Der junge Mann verkehrt hier in den besten Kreisen . . . Er ist Mitglied im Klub und in der Ressource . . . und . . . ich meine . . .“

„Eine derartige Mitgliedschaft ist noch kein Beweis für sonstige Integrität!“ schnitt Dr. Losch des Amtsvorstehers weitere Beweisführung ab, „ich habe übrigens, sowie ich vorhin Ihr Telephon erhielt, nach Berlin depechiert und um Entsendung eines fähigen Kriminalkommissars gebeten.“

Herr von Dose biß sich auf die Lippen.

„Sie meinen nicht, daß wir . . .“ Er gebrauchte auch jetzt keine Anrede mehr, „ . . . daß wir der Sache allein nicht Herr werden?“

Der Staatsanwalt — ein mephistophelisches, graues Gesicht mit dunkelblondem, glatt anliegendem Haupthaar und ganz bartlos — grinste. Er wartete ein bißchen und sagte dann:

„Es sieht nicht so aus, mein verehrter Herr Amtsvorsteher . . . Oder haben Sie vielleicht schon einschneidende Feststellungen getroffen?“

„Das war dadurch, daß die Operation im Tatzimmer selbst stattfand, leider ganz unmöglich!“

„Das hätten Sie verhindern sollen, Verehrter!“ warf Herr von Basedow ein.

„Verzeihung, Herr Landrat, ich wurde erst zitiert, als bereits der Herr Geheimrat Wildner um die Verletzte bemüht war. Ich habe auch dann das Erforderliche veranlassen wollen, aber der Herr Geheimrat — Herr Landrat kennen ja den alten, allgemein beliebten Herrn —, der Herr Geheimrat unterlagte kraft seiner ärztlichen Autorität jedes Betreten des Krankenzimmers . . . Ich meine . . . da ist meinerseits wohl geschehen, was irgend möglich war . . .“

„Hm . . . und die Geschichte mit der fehlenden Edelsteinammlung, das ist alles, was Sie bisher eruiert haben?“ fragte Dr. Losch.

(Fortsetzung folgt.)

„Treu“.

Skizze von Anna Gade, Neu-Stedtdorf.

Die beiden Freunde hatten sich gelegentlich eines Spazierganges in einer der Grotten der Stadtanlagen niedergelassen, um noch ein Weilchen den herrlichen Frühlingsabend zu genießen.

Auf einer Nebenbank saßen elegante junge Frauen in lebhafter Unterhaltung. „Nein“, sagte, indem sie sich zum Weitergehen erhoben, die eine von ihnen: „Sie können sich meinen Schred denken: ich war noch im Morgenkleide und Küchenschürze und hatte gerade, da das Mädchen auf Besorgungen war, eigenhändig den Vorplatz aufgewischt, als die Frau Generaldirektor zu Besuch kam, — in meinem ganzen Leben habe ich mich nicht so geschämt! Direkt in die Erde hätte ich versinken mögen!“

Die beiden Freunde saßen sich unwillkürlich an. Der eine hatte ein Lächeln um die Augen, der andere schüttelte diskret den Kopf.

„Ja, in solcher Lage und noch dazu vor einer Frau Generaldirektor wäre ich vor Scham auch in die Erde versunken“, meinte der, der ironisch den Kopf geschüttelt, „obgleich ich im übrigen, traurig aber wahr, schon als „Einsjähriger“ ein bedenklicher kleiner Junifer war und, statt mich zu schämen, quittschvergnügt lachte, als ich als Hemdenmak in Gegenwart von jungen Damen für meine Großmama geknöpft wurde.“

Der andere, mit dem stillen, ernsten Lächeln um die Augen — er war ein Maler —, sah gedankenverloren auf die Hieroglyphen und Arabesken, die sein Spazierstock mechanisch in den Sand gezeichnet hatte.

„Ja, die Scham“, sagte er nach einer Weile wie abwesend und fast wie zu sich selbst gesprochen. „Vielleicht ist sie ein noch untrüßlicheres Erkennungszeichen als das bekannte: worüber wir weinen und lachen.“

„Ich habe sie auch mal kennen gelernt“, fuhr er nach einem Schweigen fort, „die Scham, die wirkliche, brennende Scham, und sie fraß wie ein bitterer Schmerz. Und das nicht mal vor einem Menschen — nein, vor einem Tier . . .“

Das lustige Spöttelgesicht des Freundes war unwillkürlich ernster geworden. „Vor einem Tier?“ fragte er leise, als der Erzählende schwieg.

„Ja, es war, bevor ich hierher kam, damals nach meiner Kriegsbeschädigung.“

Eines Tages hatte ich eine Radtour gemacht und traf auf dem Rückweg draußen zwischen Dorf und Stadt einen Hund, heruntergekommen zum Gatterbarmen. Ein etwa mittelgroßes Tier unbestimmter Rasse, vielleicht eine illegitime Kreuzung zwischen einem Jagd- und einem Wolfs-

hund, abgemagert bis zum Skelett. Vor der trübsernen Brust baumelte ein weißes Pappschild. Das lenkte meine Aufmerksamkeit auf ihn.

Ich lockte ihn heran, er kam auch, etwas misstrauisch und scheu, auf mich zu. „Ich bin verwaist und am Verhungern! Wer gibt mir ein Stückchen Brot?“ Mit dieser erschütternden Klage hatte irgendeine mitleidsvolle Hand das Erbarmen warmherziger Menschen auf das herrenlose Tier lenken wollen.

Ergriffen stand ich vor diesem kummern Elend und diesem tieftraurigen Zeitbilde. Zu essen hatte ich nichts bei mir, nicht das geringste, um meinen Hunger zu stillen. So ging ich denn zu Fuß mit ihm nach Hause und fütterte ihn mit dem, was ich hatte und hinzukaufte, so gut ich konnte.

Von diesem Augenblick an betrachtete er mich als seinen Herrn und Schutzgeist, obgleich ich keinen Hund gebrauchen konnte. Zudem hatte ich bei meinem bedenklich bescheidenen Einkommen in diesen Hungerzeiten auch allen Grund, mir keine unnötigen Belastungen aufzuerlegen.

Aber ich war von Stund an mit ihm befreundet wie mit einem unabänderlichen Schicksal. Gewiß, ich hätte ihn ja einfach der Polizei übergeben können, dann war er erledigt. Dann wurde er kurzerhand getötet, und vielleicht wäre es auch das Beste für ihn gewesen, denn gekauft hätte ihn in dieser Verfassung kein Mensch, obgleich er noch nicht alt war.

Aber wenn er mich so ansah — das Tier hatte bei aller Säklichkeit und Bewahrlosung die schönsten Hundeaugen, die ich je gesehen —, so traurig und so flehend, so dankbar und so grenzenlos ergeben, dann konnte ich es einfach nicht, so lächerlich es vielleicht klingt.

Und ihn wieder hinauszagen, bei Wintertag ihn aufs neue dem qualvoll langsamem Hungertode preisgegeben? Was sage ich — hinauszagen, das hätte auch nichts genützt, hinausprügeln hätte ich ihn müssen, die mageren Knochen einschlagen, ehe er mich wieder verlassen hätte.

So teilte ich denn vorläufig mein Brot mit ihm und überließ das weitere der Zukunft.

Der Hieroglyphenzeichner machte eine Pause. „Da ging ich mal eines Tages in Gesellschaft einer jungen Dame durch die Straßen, und als ich mich verabschiedete und sie mir die Hand reichte, knurrte Strolch — so hatte ich ihn gekauft, und er fand diesen Namen offenbar wunderbar schön — die Dame plötzlich böse an. Ob er ahnungsvolle Betrachtungen angestellt, — wer vermag in den Tiefen so einer Hundeseele zu lesen!“

Ihr neuer Renommierhund ist ja ein liebenswürdiges Geschöpf!“, meinte sie. Es sollte wohl wie ein berechtigter Weise etwas ironisch gefährdeter Scherz klingen, denn sie lachte dabei. Aber aus diesem Scherz klang doch etwas mit, bei dem mich plötzlich fror. Wäre ich zwanzig Jahre älter und es nicht gerade die Dame gewesen, hätte ich vielleicht gesagt: „Gnädiges Fräulein, nicht alle Wesen können gleich schön sein und gleich liebenswürdig! Dieses arme Geschöpf ist auch eins von denen, die ein Recht hätten, zu fragen: Warum wurde ich geboren? Hast du, Schöpfer, mich gefragt?“ Ich war aber noch jung und — na ja — ich war dem Hunde plötzlich gram. Er sollte fort. Unwiderruflich!

Noch am Nachmittag brachte ich ihn zu einem mir bekannten Landmann, d. h. verschenkte ihn — oder nein, ich gab — es sah ja niemand weiter — noch etwas zu, mehr als ich mit meinen Finanzen vertragen, damit der Mann ihn behielt als Hofhund oder Ähnliches und der Hund es einigermaßen erträglich haben sollte, wenigstens so gut oder schlecht, wie so ein armes Geschöpf, das niemand leiden mag, es haben kann.

Fast dreißig Kilometer brachte ich ihn fort. Aber er kam wieder. Mit abgerissenen und abgetauten Stridenden um den Hals. Seine Anhänglichkeit war groß; vermutlich war er auch nicht auf Rosen gebettet.

Ich brachte ihn wieder hin, ein halbes Duzendmal, immer mit demselben Erfolge. Ich schalt. Ich drohte ihm, wenn er wiederkam. Ich schlug ihn. Er duckte sich ergebungsvoll zu meinen Füßen, er ließ sich schelten und schlagen und sah mich nur mit seinen treuen Augen an, in denen etwas stand, für das es keine Worte gibt, etwas, was wir Menschen nicht verstehen. Oder erst, wenn wir's verloren haben.

Stundenlang lag er geduldig in Sturm und Schladenschnee und strömendem Regen vor der Gartentür, Kopf auf den Pfoten, die Augen unverwandt auf die Tür gerichtet. Ging ich aus, wedelte er, sog sich scheu zurück und folgte mir in weitem Abstand. Vielleicht hatte er begriffen und wollte mich nicht wieder durch seine unstandesgemäße Begeleitung kompromittieren.

Ich sah, wie er herunterkam. Er fror und hungerte, aber ich blieb standhaft und ließ ihn nicht ins Haus und gab ihm nichts zu fressen. Und er war auch so zufrieden, wenn er nur in meiner Nähe, wenn er nur vor meinem Hause liegen durfte! Vielleicht war ich auf seinem jammervollen Lebenswege das erste und einzige Wesen, von dem ihm eine bescheidene Freundlichkeit zuteil geworden war.

Endlich blieb er fort. Vielleicht war er in das Dorf

zurückgelaufen, vielleicht trieb er sich so trauend umher, wenn er nicht eingekerkert und getötet war, der Hunger war wohl zu arg geworden.

Ich atmete heimlich auf, wie befreit, denn sein Anblick war mir zu einer Qual geworden. Wenn er doch endgültig fortbleiben wollte!

Ich wohnte damals draußen vor dem Tore bei einem alten Ehepaar in einem isoliert gelegenen kleinen Einfamilienhause. Eines Nachts, die alten Leute waren zu einer Familienfestlichkeit und ich allein zu Hause, wachte ich plötzlich auf wie von irgend einem Geräusch. Ich meinte auch, ein dumpfes Knurren gehört zu haben und einen leisen Schrei. Vielleicht aber hatte ich auch nur geträumt.

Ich sprang aus dem Bett, sog mich notdürftig an, entscherte vorsichtshalber die Bromning auf dem Nachtiisch und ging ins Nebenzimmer. Es war aber alles totensstill.

Ich trat ans Fenster, da sah ich im Mondlicht, daß eine der Scheiben eingedrückt war und wie eine menschliche Gestalt über das Gartentor verschwand.

Ich schloß die Haustür auf, ging um das Haus herum, da stieß mein Fuß an etwas Dunkles, Weiches auf dem Schnee. Ich blühte mich, — Strolch war es, den die Sehnsucht wieder zurückgeführt und der sich irgendwie Eingang verschafft haben mußte. — Strolch, in einer Blutlache!

Ich schaltete das Licht ein und kniete vor ihm nieder. Das Messer des Einbrechers, den er offenbar angegriffen und verschreckt, hatte nur zu gut getroffen.

Ich streichelte ihm den Kopf, da wedelte er noch einmal matt. „Treul!“ sagte ich erschüttert. „Treu“, nannte ich ihn statt Strolch.

Da legte er mir nochmal die Hand, — sah mich noch einmal an, — und diesen Blick vergesse ich mein Lebtag nicht — dann streckte er sich. —

Ich aber weinte in dieser Nacht um den treuesten aller Freunde, den ich je besessen — und schämte mich.

Der Erzählende schwieg, und es blieb eine ganze Weile still um die beiden Männer auf der Bank.

„Und die Dame“, fragte leise der, der ihm zugehört, „haben Sie ihr vom Schicksal dieses Hundes mal erzählt?“

„Welche Dame? Ach so —“, der Maler hatte aufgehört zu zeichnen, „nein, wozu auch? Sie war seit jener Nacht in meiner Erinnerung erloschen.“

Trambahngespräch.

In einer süddeutschen Stadt fuhr ich mit der Tram. An der Decke waren seltsame Ankündigungen: „Feuerverbrennung. Größte Wohltat für die Hinterbliebenen!“ — „Bitterwasser muß man nehmen, wenn man gesund bleiben will.“

Ich grübelte darüber nach, warum ich noch Bitterwasser nehmen und gesund bleiben soll, wenn doch Feuerbestattung die erste Pflicht der Nächstenliebe sei.

Da hörte ich, wie der Schaffner, der schlechter Laune zu sein schien, weil das Ein- und Aussteigen der vielen süddeutschen Passagiere sehr langsam vor sich geht, wütend abschellte.

Eine junge Dame sprang gerade noch auf und sagte schüchtern: „Ach, Sie hätten doch noch eine Sekunde warten können.“

Der Schaffner begann: „Was wollet Se? So e jongs Ding tut sich beschwere! Ihr könnet ja au hupfe, wenn'r tanza wollet. Do tät i mi schäme, ebbes g'sage, wenn i amol e bisle g'schwend auf d'Trambahn auffspringa mueh.“

Die junge Dame wurde feuerrot und vergab ihr Fahrziel anzugeben.

In der nächsten Haltestelle wollte sie aussteigen, weil die Leute sie so anstarrten.

Der Schaffner hielt sie fest: „Haltet Sie Sial! Jetzt wollet Se au no's Fahrgeld schenda. Des tät Ebne passa. Schämst Se sich no, Fräule!“

Die Dame war vernichtet, totenblau. Zahlte, stieg aus. Der Schaffner sagte: „Des send jetzt die seine Reut! Erscht tän't se en arme Schaffner schitaniera, no wollet se ehn oms Fahrgeld b'schwinde! — Des hoiset se no Bildung! Pfui Teufel!“

Alfred Auerbach.

Geist und Seele.

Wenn sich der Geist, der ringend strebt,
Erkenntnis auch gewinnt,
Die Seele, die vom Träumen lebt,
Sie bleibe wie ein Kind.

Ihr tiefstes Fühlen werde nie
Von Geist und Weisheit schwer,
Wie eine Knospe träume sie
Von einem Blütenmeer.

Lotte Tiedemann.

Hautkrankheiten durch Pflanzen. Das durch gewisse stechende und brennende Pflanzen, wie z. B. die Nesseln, unangenehme Hautausschläge hervorgerufen werden, ist ja eine längst bekannte Tatsache. Aber auch Pflanzen, die uns ganz harmlos erscheinen, können lästige Hautentzündungen hervorrufen, und zwar nicht bei jedem Menschen, sondern nur bei besonders empfindlichen. Diese Empfindlichkeit gegen Pflanzen und Pflanzenprodukte ist erst in jüngster Zeit eingehender untersucht worden und hat zu überraschenden Ergebnissen geführt, über die Prof. Louton in einem Aufsatz der Frankfurter „Anschau“ berichtet. Die Hautentzündungen, die durch Spargelstacheln hervorgerufen werden, sind erst seit dem Vorjahr näher beachtet worden, als unter den Arbeitern und Arbeiterinnen der zahlreichen Konjergelbetriebe der Braunschweiger Gegend Massenerkrankungen ausbrachen. Die „Spargelstrafe“ ist in diesen Betrieben eine alltägliche Erscheinung, und man kann die befallenen Arbeiterinnen nicht anders dagegen schützen, als daß man sie entläßt und auch nie wieder einstellt. Es hat sich nämlich aus den Beobachtungen die wichtige Tatsache ergeben, daß bei jeder neuen Berührung mit dem Spargelstachel eine immer heftigere Entzündung auftritt. Die Empfindlichkeit zeigt sich bisweilen plötzlich bei Personen, die jahrelang ungekräftigt Spargel verarbeitet konnten. So ergab sich eine Teilung der „Empfindlichen“ in zwei Gruppen, in solche, die schon bei erstmaliger und leichter Einwirkung des Saftes auf die Haut den Ausschlag bekommen, und solche, die erst nach mehrmaliger, oft durch lange Zwischenzeiten getrennter Einwirkung davon ergriffen werden. Den „Giftstoff“ beim Spargel nachzuweisen, ist noch nicht gelungen. Die die ganze Pflanze außen überziehenden Drüsen spielen wahrscheinlich eine Hautrolle, und dies ist wohl auch der Fall bei der sog. chinesischen oder japanischen Primel, die bei Empfindlichen sehr unangenehme Erscheinungen hervorruft. Obgleich diese Krankheit bereits längere Zeit bekannt ist, gibt es doch noch immer Fälle, die jahrelang nicht festgestellt werden, und das beliebte Primelstößchen, das dem Empfindlichen immer wieder zum Geburtstag geschenkt wird, erweist sich als ein rechtes Dangerspiel, bis man schließlich die Blumen ganz aus seinem Bereich entfernt und ihn damit von dem heftig juckenden Ausschlag befreit. Diese „Primelkrankheit“ kann sogar schon durch Dritte übertragen werden, die Drüsenjaft auf irgend welchen Gegenständen zurückgelassen haben. Eine dritte Gattung solcher schädlicher Pflanzen ist die Gattung Rhus zu der die in Nordamerika und Ostasien wachsenden Giftefeu, Giftsumach und Gifteiche gehören. Dazu kommt noch der japanische Lackbaum. Alle vier rufen qualende Hautentzündungen des Gesichts und aller von ihnen berührten Hautpartien hervor. In den Vereinigten Staaten, wo der Giftsumach eine lästige Plage ist, hat man durch Einspritzungen mit einem „Gegengift“ vielfach Unempfindlichkeit dagegen erreicht. Bei uns besteht ja diese Gefahr nicht; dagegen können Lackwaren die gleiche Wirkung hervorbringen wie der Lackbaum. So hatte der abgekehrte Lack von einem Gefäß, das über 1000 Jahre alt war, noch die Reizwirkung, und in Amerika sind verschiedentlich durch japanische Lackwaren Entzündungen hervorgerufen worden. Die Zahl der Menschen, die an einer solchen Überempfindlichkeit gegen Pflanzen leiden, beläuft sich auf etwa 7 bis 10 Prozent.

Malaria-Parasiten als Medikament. Es dürfte nur wenig bekannt sein, daß die künstliche Erzeugung des Malaria-Fiebers beim Menschen zu Heilzwecken benutzt werden kann. Professor Wagner-Jauregg in Wien hat bereits vor einigen Jahren Experimente ausgeführt, aus denen hervorging, daß bei progressiver Paralyse, der unheilvollsten aller Krankheiten des Nervensystems, die häufig als Gehirnverweichung bezeichnet wird, eine Einimpfung von Malaria-Erregern und die dadurch hervorgerufenen Anfälle von Malariafieber überraschende Heilwirkungen zur Folge hatten. In einer Sitzung der Royal Institution zu London hat Dr. A. Balfour nähere Mitteilungen über diese Methode gemacht und darauf hingewiesen, daß hier der einzigartige Fall vorliegt, in welchem man bei einem Patienten eine andere schwere Krankheit hervorruft, die nach Erfüllung ihres Heilzweckes durch geeignete Behandlung wieder beseitigt werden kann. Die Malaria-Parasiten fungieren hierbei gewissermaßen als Medikament, dessen Nachwirkungen abgestellt werden können, bevor sie dauernden Schaden anrichten. In Deutschland war die Anwendung dieser Methode anfangs durch die Befürchtung erschwert, daß Mücken, welche das Blut der Malaria-kranken aussaugen und durch ihre Stiche auf Gesunde zu übertragen pflegen, eine unerwünschte Weiterverbreitung der Krankheit veranlassen

könnten. Es zeigte sich jedoch, daß die Impfmalaria nicht ganz dieselbe ist wie die natürliche Malaria. Dieser Unterschied macht sich besonders darin geltend, daß man die Impfmalaria durch wenige Dosen Chinin zur vollständigen und dauernden Heilung bringen kann. Damit war die beruhigende Gewißheit erreicht, daß die Geimpften nach Abschluß der Behandlung keine Gefahr mehr für die Umgebung sein konnten. Mitteilungen, die Prof. Wagner-Jauregg auf der Naturforscher-Versammlung in Innsbruck machte, lassen es sogar als ziemlich sicher erscheinen, daß die Impfmalaria nicht, wie die natürliche, durch den Stich der Anopheles-Mücke weiter übertragen wird, so daß also das Blut der Geimpften auch während der Kur keinen Ansteckungsherd bildet. Dr. Gerstmann, Wagner-Jaureggs Mitarbeiter, hat eine erste zusammenfassende Darstellung der neuen Behandlungsmethode veröffentlicht. Auf Grund von mehr als 1000 Impfungen kommt er zu dem Schluß, daß die Malaria-Parasiten tatsächlich einen erfolgreichen Kampf gegen die Paralyse führen und daß sich das alte Dogma von der Unheilbarkeit dieser Geisteskrankheit heute nicht mehr aufrecht erhalten lasse. Die Malaria-Infektion scheint direkt auf das erkrankte Gewebe des Gehirns einzuwirken, doch ist der innere Mechanismus des sonderbaren Vorgangs vorläufig noch in Dunkel gehüllt. Die ganze Methode befindet sich zurzeit im Versuchsstadium, doch hofft man in Fachkreisen, daß sie sich später mit Vorteil auch auf andere Krankheiten des Zentralnervensystems anwenden lassen wird.

Frauen-Zeitung

Hilft die Frau dem Manne beim Fortkommen? So mancher junge Mann sträubt sich gegen das Heiraten, weil er glaubt, dadurch in seiner Laufbahn gehemmt zu werden. Ist eine solche Annahme aber berechtigt? Diese Frage sucht der bekannte englische Arbeiterführer Artur Hays in einer Londoner Zeitschrift zu beantworten. Er verweist zunächst auf die Statistik, die zeigt, daß die verheirateten Männer länger leben als die Junggesellen und überhaupt gesünder sind. Der Philosoph Spencer hat allerdings für diese Erscheinung eine etwas andere Erklärung gegeben. Nach seiner Meinung ist der verheiratete Mann der starke und tüchtige Mensch. Die meisten Männer, die nicht heiraten, lassen schon dadurch ihre Schwäche und Lebensuntüchtigkeit erkennen. Dadurch muß auch unter ihnen die Lebensdauer besser ernährt und besser gepflegt wird als der Junggeselle, und das ist ein wichtiger Umstand für das bessere Fortkommen. „Natürlich hängt sehr viel von der Art der Frau ab, die man bekommt“, sagt Hays. „Ein schlechtes Eheweib bedeutet meist eine Hemmung. Aber man muß die durchschnittliche Frau betrachten, die mit dem Durchschnittsmann verheiratet ist. Hemmt sie den Mann in seinem Aufstieg oder ist sie ihm ein Ansporn zu Erfolgen? Man braucht sich nur die erfolgreichsten Männer unserer Zeit anzusehen; sie sind zum allergrößten Teil verheiratet, mag man sich nun an die Staatsmänner, an die Dichter und Künstler oder an die Industriekapitäne halten. Der Junggeselle hat nur für sich selbst zu sorgen. Er hat dabei keinen besonderen Anlaß, sich anzustrengen und möglich viel zu erreichen. Er hat seinen Sport, sein Stedenpferd, seine Vergnügungen und seine Erholungen. Sein Leben hat nur sein Ich zum Mittelpunkt. Aber beim verheirateten Mann ist es ganz anders; er arbeitet nicht nur für sich, sondern auch für die Seinen. Seine Frau umgibt ihn mit Liebe und Sorgfalt; sie bereitet ihm ein gemütliches Heim, in dem er sich wohlfühlt. Der Mann wird sich einer solchen Frau würdig zeigen wollen; er wird nicht nur an sich denken, sondern zum Wohle der anderen wirken. Die Ehe bietet ihm die günstigsten Arbeitsbedingungen und bewahrt ihn vor unnötigem Kräfteverbrauch. Wenn man auch heutzutage der Frau allerhand Böses nachsagt, so gibt es doch noch unendlich viele Ehefrauen, die die besten Gefährtinnen ihrer Männer sind, die mit ihnen Leid und Freude teilen und durch ihr Vorbild dem Manne zum Ansporn dienen. Diese Frauen wirken unbeachtet in der Stille, aber gar mancher von denen, die es zu großen Erfolgen und hohen Stellungen gebracht haben, werden sich, wenn sie ihre Laufbahn überblicken, darüber klar sein, daß ihre Frauen es waren, denen sie das Wichtigste bei ihrem Fortkommen verdanken, und daß ihre Erfolge letzten Endes das Werk ihrer Frau sind, die ihnen die Möglichkeit zum Schaffen und den Mut zum Weiterstreben verlieh.“